



Radebergs Wirtschaft im Wandel eines Jahrhunderts

I.

„Nur eines Jahrhunderts? Ist denn Radeberg vor einem Jahrhundert ohne Wirtschaft oder doch ohne wirtschaftliche Bedeutung gewesen?“ Gewiss nicht. In dem Rahmen und Ausmaße, wie sie Städte von seiner Größe gehabt haben, wahrscheinlich sogar über das gewöhnliche Maß hinaus ist Radeberg ein Faktor des Wirtschaftslebens schon seit langem gewesen. Sein „castrum“ = Schloss, das schon 1289 erwähnt ist, weist allein schon darauf hin, dass das 1344 bereits als „Städtchen“ („Stetchin“) in einer markgräflichen Urkunde erwähnte Radeberg der Kern eines Gebietes gewesen ist, in dem das Leben jener Zeit zusammenfloss, natürlich nicht im Sinne der hochgesteigerten Intensität späterer Zeiten oder gar der Gegenwart. Nicht Industrie und Handel, wohl aber Handwerk und Landwirtschaft bildeten damals die Grundlage der Privatwirtschaft, die den Beziehungen der Menschen untereinander, der „Volkswirtschaft“, den Stempel aufdrückte. Eine Erzeugung größeren Ausmaßes, das Brauen von Bier, war sozusagen Monopol der Stadtgemeinde. Von Michaelis bis Ende 1503, also in drei Monaten, braute die Stadt Radeberg 63 „Biere“, jedes Gebräu zu 18 Scheffel. 1478 erhielt sie die landesherrliche Genehmigung, Gerste und Malz in Böhmen einzukaufen.

Die Müllerei im Orte diente der Verarbeitung des Getreides zu Brotmehl. Die Oedersche Karte vom Ende des 16. Jahrhunderts verzeichnet fünf Mühlen, die 1828 der Radeberger Chronist Martius als Schlossmühle, Bergmühle, Mittelmühle, Herrenmühle und Stadtmühle benennt. Die außerdem noch genannte Hüttermühle fehlt auf der Oederschen Karte. Moritz Herschel bemerkt im Mühlenbuche des Gebirgsvereins, es habe an dieser Stelle des Hüttertals vielleicht die ehemalige Mühle der Stadt Alt-Radeberg gestanden. Sie wird, wie die Stadt selbst, 1430 durch die Hussiten niedergebrannt worden sein. Damals lag die Stadt unweit der Mühle auf der Hochebene, über die die Pulsnitzer Straße läuft. Wo sie sich zum Rödertale herabsenkt, bis zu den Wiesen bei der Hüttermühle, ziehen sich städtische Grundstücksteile, die jetzt noch Altradeberger Grundstücke benannt sind. Auf das landwirtschaftliche Hinterland und den teilweise gleichen Charakter der Stadt selbst weist das Vorhandensein von Sensenschmieden hin, von denen die Kleine Chronik von Otto Mörtzsch und Clemens PfieZmann sagt, dass sie im Jahre 1463 „alle gen Freiberg gezogen“ seien.

Von Bedeutung scheint das Schuhmacherhandwerk gewesen zu sein, das 1432 eine Innung erhielt. 1389 war der „gestrenge Ritter Siegfried von Schönfeld“, dem 1380 die Markgrafen für 1.200 Schock Groschen „Schloß, Haus und Stadt Radeberg“ verpfändet hatten, mit den „Schuhmeistern“ zu Radeberg übereingekommen, dass kein Fremder in der Stadt Schuhe feilhalten dürfe. Auch der Zwischen-

handel mit Schuhwaren, die am Orte erzeugt waren, war nicht erlaubt. 1394 ordnete Markgraf Wilhelm an, dass jeder Schuster zu Radeberg seine Schuhe selbst zu Markte tragen solle. Im Jahre 1517 hatten die Schuster von den „Schuhbänken“ 32 Groschen Abgabe „ins Amt“, also nicht an die Stadt, zu zahlen, die „Fleischbänke“ 7 Steine (anderthalb Zentner) Unschlitt und 1 Stein dem Pfarrer, die „Schleifhütten“ 40 Groschen. Schleifwerke werden bereits 1445 erwähnt, von denen die Stadt Abgaben an den Landesherrn zu leisten hatte.

Durch Radeberg führte auch eine der „Salzstraßen“, über die das Salz von Halle nach Sachsen (das noch heute ohne eigenes Salz ist) und nach Polen und Böhmen (die damals noch keinen Salzbergbau hatten) gefahren wurde. Die durch Radeberg führende Salzstraße kam von Halle her über Rödern und ging weiter über Stolpen und Neustadt nach Schluckenau. Sie zweigte von der alten „Hohen Straße“ ab, die bei Strehla die Elbe überschritt und weiter nach Polen führte. In Radeberg mussten die Salzfuhrleute „drey pfennige vom pferde“ abgeben, in Neustadt aber „zwene pfennige vom pferde, ein achtel salt vom wagen“.

Einen Hinweis auf die Bedeutung der Stadt geben auch ihre Märkte. König Wenzeslaus hatte 1402 befohlen, „solche Märkte zu wehren, zu stören und nicht zu gestatten in keiner Weise“, weil sie „uns und unseren Städten Bautzen, Löbau und Kamenz großen merklichen Schaden“ brächten. Es sei vor ihn gekommen, „dass man Märkte gemacht hat und macht, die bei unserem Vater sel., Kaiser Karl, und auch von alters her nie gewesen“ seien. Radeberg scheint aber schon einen alten Markt gehabt zu haben, denn 1484 meldeten die Bürger von Radeberg den Landesherren (Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht der Beherzte, Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, die gemeinsam regierten und Hof hielten), dass sie seit alter Zeit zu Sankt Walpurgis (1. Mai) einen Jahrmarkt gehalten hätten, der aber infolge „zugefallener Feuersnot und anderen Unrats halben“ „Minderung und Abgang genommen“ habe. Die Landesherren bestätigten der Stadt einen Jahrmarkt am Sonntag vor Pfingsten (Exaudi) und am darauffolgenden Montag. Der „freye jahrmarkt“, der früher am Sonntag Trinitatis stattfand, wurde damit gegenstandslos. 1492 bewilligte Herzog Georg einen zweiten Jahrmarkt am Kirchweihstage. Dazu genehmigte Kurfürst August im Jahre 1577 zwei mit den Jahrmärkten abzuhaltende Viehmärkte.

Wie eng bei alledem die Verhältnisse waren, zeigt das 1551 auf Befehl des Herzogs Moritz angelegte „Erbbuch“. Es zählt auf: das Schusterhandwerk und die Schuhbänke, den Bader, den Töpfer, „Mertten, den Büttel“, den „alt Jode“, das Fleischerhandwerk und die Fleischbänke, Paul Kirsten und sein Schleifwerk.

Dass auch die Finanzlage der Stadt, als Spiegelbild des Wirtschaftszustandes, vielleicht auch zufolge ungenügender Steuerverfassung, nicht günstig war, zeigt ein Vorgang aus dem Jahre 1534. In einem Erlass bemerkt Herzog Georg, dass seine lieben, getreuen Bürger zu Radeberg um eine Beihilfe bei ihm vorstellig geworden seien, weil sie sich bei Besserung und Bauung eines Steinwegs in der Stadt (wohl die erste Straßenpflasterung) merklich „verbaut“ hatten. Der Herzog überließ der Stadt „die peinlichen obergericht mit aller gerechtigkeit“ innerhalb ihrer Mauern unentgeltlich, aber mit der Bedingung, von den Gerichtseinkünften die Stadtmauer fertigzubauen. Es handelt sich um die Übertragung der Strafgerichtsbarkeit für die schwereren Straftaten. Aus diesem Zuwachs an Rechten ergab sich dann auch der Finanzvorteil in Gestalt von Strafen und Gebühren. So kümmerlich sah es mit den Einnahmequellen der Städte aus. Die Bedingung wegen des Fertigbauens der Stadtmauer beweist gleichfalls die schlimme „Finanzlage“, zugleich aber wohl auch die Tatsache, dass der Landesherr auf die Verteidigungsfähigkeit der Stadt großes Gewicht legte.

So viel zu den Zeiten vor Beginn der hundert Jahre, von denen wir zu sprechen beabsichtigen. Und zur Rechtfertigung dessen, dass wir das Vorhergegangene nur summarisch behandelten, sei gesagt, dass mit dem neuen Zeitabschnitte, dessen Beginn man mit dem Jahre 1834 bezeichnen kann, in Deutschland Erscheinungen und Einrichtungen ins Leben traten, die tatsächlich das Wirtschaftsleben auf eine völlig neue Grundlage stellten. Eins trieb das andere. Zu den umwälzenden Neuerungen der Verkehrstechnik kam die Beseitigung alter Hemmnisse, die in Gestalt der innerdeutschen Zollschranken wie ein Bleigewicht dem Aufstieg der deutschen Wirtschaft entgegengewirkt hatten: am 1. Januar 1834 trat der deutsche Zollverein ins Leben. Er führte die wirtschaftliche Vereinigung der Länder herbei, die 37 Jahre später durch die Gründung des Deutschen Reiches auch ihre politische Einheit erlangten. „Als sich im Jahre 1815, am 8. Juni, neununddreißig souveräne Staaten und Städte den Deutschen Bund

schlossen“, so schreibt Dr. Friedrich Schmidt in einer im Jahre 1832 in Zittau herausgegebenen Schrift, „umgaben ebenso viele für sich bestehende, auf die verschiedensten Grundsätze gebaute Zoll- und Mautlinien diese Staaten und traten als ebenso viele Hemmnisse nicht nur dem Verkehr mit dem Auslande, sondern auch dem gegenseitigen inneren Verkehr der Deutschen entgegen. Zu den ungeheuersten Anstrengungen waren die deutschen Länder in den vorangegangenen Kriegsjahren (1806—13) gezwungen worden. ... Als aber mit dem Frieden die Abspannung eintrat, als nach der letzten durch die Notwendigkeit gebotenen Anstrengung eines jeden, die im Kriege erlittenen Verluste an den notwendigsten Bedürfnissen, soweit möglich, zu ersetzen, der dadurch noch eine Zeitlang genährte künstliche Umschwung (= Aufschwung) der Gewerbe plötzlich zum Stillstand kam, als infolge der Kriegskosten und Anleihen die öffentlichen Abgaben stiegen und für viele bald unerschwinglich zu werden drohten, da fragte sich jeder, was für Vorteile nun errungen wären. Und als die Stockung des Handels und der Gewerbe hierauf eine traurige Antwort gab, als ein Blick in die Zukunft notwendig bei dem Unterrichteten die höchste Besorgnis erregen musste, da fing man an, nach den Ursachen solchen Übels zu forschen, und fand bald eine hauptsächliche in der Menge von Zolllinien, die sich im Innern Deutschlands gebildet hatten ...“ Erst hatten sich einzelne Gebietsteile Deutschlands zu Verbänden zusammengefunden, bis dann 1834 der das ganze spätere Deutschland umfassende Zollverein zustande kam. Sein Erfolg offenbarte sich sehr schnell. Seine günstigen Wirkungen auf die deutsche Wirtschaft, insbesondere auf den Außenhandel, zeigten sich in der Verdoppelung der Zolleinnahmen innerhalb eines Jahrzehnts, in der sich ein entsprechender Aufschwung des Außenhandels abspiegelte, aber auch in einer erheblichen Besserung im Innenhandel, für den der Zollverein Ordnung und Erleichterung im Innern schuf.

Der Trieb der Wirtschaft nach mehr freiem Raum für seine Betätigung war die notwendige Folge der Tatsache, dass auch der Wirtschaftsraum aufgeschlossen worden war durch die Ausnutzung des Dampfes als Transportkraft, nicht nur als Kraft für Produktionsmaschinen. Im Jahre 1829 hatte George Stephenson die erste leistungsfähige Lokomotive auf die Geleise gestellt, und im selben Jahre wurde die nach seiner Planung gebaute Linie Liverpool-Manchester eröffnet, der zwei Jahre zuvor die Linie Stockton-Darlington vorausgegangen war. In Deutschland wurde 1835 als erste die Linie Nürnberg-Fürth in Betrieb gesetzt. In Sachsen entstand der erste Anlauf im Jahre 1834 mit der Gründung der Leipzig-Dresdner Eisenbahnkompanie, einer Aktiengesellschaft mit anderthalb Millionen Talern Kapital. Die Aktien waren bereits am ersten Tage überzeichnet. Da die Baukosten den Voranschlag erheblich überstiegen, musste später das Aktienkapital verdreifacht werden. Im Herbst 1835 wurde mit dem Bau begonnen, am 24. April 1837 wurde die Teilstrecke Leipzig-Borsdorf und am 7. April 1839 die ganze Linie Leipzig-Dresden dem Betriebe übergeben. Die Gesellschaft für die für Radeberg in Frage kommende Linie Dresden-Görlitz hatte ein Aktienkapital von sechs Millionen Talern, wovon der Staat Sachsen ein Drittel übernahm, dadurch zugleich den späteren rein staatlichen Charakter der Eisenbahn ankündigend. Am 17. November wurde die Strecke eröffnet, am 30. Oktober aber war bereits die erste Lokomotive nach Radeberg gelangt, bestaunt als ein großes Wunder, ähnlich oder mehr noch, als die Späteren den Zeppelin, das Flugzeug, das Auto und das Kraftrad bestaunten. Für den Verkehr kam bald noch eine andere bedeutsame Erfindung dazu: 1853 wurde in Radeberg der Betrieb des elektrischen Telegraphen eröffnet. Die Fernsprechverbindung mit Dresden kam 1885 dazu. 1871 war die Eisenbahnlinie Radeberg-Kamenz eröffnet worden, nachdem ein Jahrzehnt lang der Verkehr mit Stellwagen bewirkt worden war.

Wie sah es nun aber mit dem eigentlichen Wirtschaftsgetriebe in der Stadt Radeberg aus? Man verzeihe uns, wenn wir da mit uns selbst beginnen, nicht aus Selbstschätzung, sondern nur wegen der Tatsache, dass die Presse immer der Widerhall und Widerschein der materiellen Verhältnisse ist: das Kristall, „in dem die Zeiten sich bespiegeln“, um mit Goethe zu sprechen. Rund 90 Jahre sind es her, dass in Radeberg das erste öffentliche Blatt erschien. Am 1. Juli 1843 wurde die erste Nummer des „Wochenblattes für Stadt und Umgebung“ herausgegeben. Gedruckt wurde es bei Heinrich in Dresden, woraus erhellt, dass es damals noch keine Druckerei in Radeberg gab. Herausgeber war der Archidia-konus Hertel. Dass das Blatt ein Zeitspiegel war, geht schon aus der Tatsache hervor, dass in seiner Nummer 23 das erstemal ein Bericht über die Sitzung der Stadtverordneten erschien. „Stadtverord-

nete“ in Gestalt eines Stadtparlaments gab es seit dem Jahre 1832, in dem die Allgemeine Städteordnung für das Königreich Sachsen erging. Eine bis Oktober 1830 erschienene Monatsschrift „Der Sachsenfreund“ wird man kaum als das ansprechen können, was man heute (oft fälschlicherweise) eine Tageszeitung nennt. Die Zeit für eine richtige Zeitung in einer Kleinstadt wie Radeberg war aber damals auch noch nicht gekommen, denn das Wochenblatt ging nach fünf Jahren wieder ein. Es wurde jedoch erhalten, indem man es mit dem Pulsnitzer Wochenblatt verband. Im folgenden Jahre (1849) vereinigte es die Blätter von Radeberg, Pulsnitz, Königsbrück, Moritzburg und Radeberg. Mit der Zeit setzte sich aber das Bedürfnis nach einer Ortszeitung durch. Es erschien ein neues Wochenblatt, das „Echo“, das 1863 zum Amtsblatt erhoben wurde. Neben dem Amtsblatt, das 1884 an Bernhard Schüller überging, entstand ein Konkurrenzblatt unter dem Namen „Neues Echo“, das der Buchdrucker Ziese ins Leben rief und das im folgenden Jahre in die Hände von Rudolph überging, um im Jahre 1887 von Hermann Hordler übernommen zu werden. Es bildete sozusagen den Grundstock der heutigen Radeberger Tagespresse, indem es unter den Söhnen Hermann Hordlers am 1. Oktober 1908 als Radeberger Tageblatt erschien. Diesen Namen führt es neben seinem Haupttitel „Radeberger Zeitung“ im Untertitel auch heute noch. Es ist das einzige Blatt, das gedeihen konnte. Versuche mit der Gründung anderer Zeitungen in der Stadt sind gescheitert, abgesehen davon, dass im Laufe der politischen Entwicklung und der Entwicklung des Zeitungswesens auch Zeitungen mit einem über die Grenzen des engeren Bezirks hinausgehenden Leserkreise im Stadtbereich Eingang fanden, wie es im Zuge der Zeit in der ganzen Welt geschah.

In einem folgenden Abschnitt wollen wir dem Gange der Gesamtwirtschaft unserer Stadt folgen, die zu den vorstehend behandelten starken Antriebskräften der Neuzeit noch einen besonderen Ansporn erhielt durch die durch Gesetz vom 15. Oktober 1862 geschaffene Gewerbefreiheit an Stelle der bis dahin in Kraft gewesenen Berufs- und Zunftschranken.

II.

Zweitausend Seelen zählte Radeberg im Jahre 1834, oder genauer: 2007 in 261 Häusern. 1801 waren es 1530 gewesen, darunter nicht weniger als 223 Handwerker. Mit der Entwicklung im Lande Sachsen konnte sich die Stadt Radeberg nicht messen. Denn die sächsische Bevölkerung war in der Zeit von 1816 bis 1834 von 1.193.000 auf 1.596.000 = 34 Prozent, die Radebergs aber in der gleichen Zeit nur von rund 1.600 auf rund 2.000 = 25 Prozent gewachsen. Die „Kleine Chronik“ von Mörtzsch und Pfiezmann zeigt auf Seite 43 das Bild der Stadt um 1830 und Seite 45 ein anderes Bild, etwa aus dem Jahre 1840. Beide offenbaren einen seltenen malerischen Reiz: das erste eine anmutig ins Land gebettete Idylle mit dem Ausdruck vollen Selbstgenügens, im zweiten dominiert, noch von Vorbauten unverdeckt, neben der Kirche mit stumpfem Turme die Partie mit der alten, damals eben neu erbauten Schule und dem Rathausturme, der Vordergrund zeigt die Ansätze der Hauptstraße.

Wie war es nun in diesem anscheinenden Glückshafen mit dem wirtschaftlichen Leben bestellt? Die Warenproduktion geschah in der Hauptsache handwerksmäßig. Ansätze zur fabrikmäßigen Arbeit waren aber auch bereits vorhanden. Im Jahre 1830 zählte man außer zwei Gasthöfen drei Bandfabriken, eine Färberei, ferner eine Linnenhandlung, zwei Materialhandlungen, eine Apotheke, drei Ärzte, zwei Chirurgen und drei Advokaten. Zwei Bürgermeister, ein Stadtrichter, ein Senator, ein Kämmerer und ein Stadtschreiber standen dem Rate vor. 1836 hatte die Stadt wohl 249 Einwohner mehr als zwei Jahre zuvor, aber 1840 waren es immer noch nur 2.315 in 291 Häusern, 1843 gar nur 2.311 mit den Militärpersonen.

Als Nahrungsstand vom Jahre 1845 meldet die Chronik bedeutende Leinen-, Band- und Posamentenherstellung, Erwerbszweige, die man heute teilweise noch in den Orten um Pulsnitz, aber nicht mehr in Radeberg antrifft. Über den Umfang der Produktion liegt nur eine Angabe aus dem Jahre 1800 vor. Danach wurden an Leinwand jährlich 200 Schock geliefert, dazu an die 400 Stück Kattun und Zitz¹, ferner 100 Dutzend wollene Strümpfe. Gegen 100 Posamentierer zählte die Stadt, die jährlich 400 Stück und 200 Schock wollene Posamentierwaren lieferten. Die Bandweber fertigten 12.000 Stück sei-

¹ bedrucktes, feines Baumwollgewebe

dene Bänder im Jahre. Auch Hüte wurden gemacht, 250 Stück im Jahre, scheinbar eine nur bescheidene Produktion. Dagegen gab es Loh- und Weißgerberei, die 2.400 Stück Leder im Jahre lieferte. Damit hängt wohl zusammen, dass auch Handschuhe gefertigt wurden.

Die Weberei wurde auch in der Umgebung der Stadt betrieben. 1803 waren im Amt Radeberg 450 Webstühle in Tätigkeit, die 6.100 Schock grobe, 1.340 Schock und 2.340 Längen Flachsleinwand herstellten. Die Webersleute von damals lebten wohl noch schlecht und recht, denn es war noch eine weite Strecke bis zur Umwälzung der Produktion durch den mechanischen Webstuhl und fast noch ein halbes Jahrhundert bis zu der Zeit, in der Gerhart Hauptmanns Weberdrama spielt. Die Bandweber konnten im Jahre 1821 noch täglich 16 Groschen und mehr verdienen, bis zu einem Taler und 8 Groschen, sagt die „Kleine Chronik“. Das war in Ansehung der Zeit gewiss noch ein halbwegs guter Verdienst. Nach der Schlacht bei Dresden, 1813, erhielten die Arbeiter, die an der Beerdigung der Massen von Leichen auf dem Schlachtfelde arbeiteten, für diese eine große Überwindung erfordernde Tätigkeit auch nur 18 Groschen den Tag.

Im Jahre 1845 gab es in Radeberg auch mehrere Fabrikhandlungen für Band und Leinwand. Wir werden später auch beim Glas sehen, wie sich der Handel an der Produktionsquelle stationiert, weil er es vorteilhaft findet, die Erzeugnisse unmittelbar an der Produktionsquelle zu erfassen. Statt der Färberei von 1830 gab es nun eine Kattunfabrik mit Färberei, außerdem zwei Walken, die an anderer Stelle erwähnten Mühlen und eine Ziegelei. Dass Radeberg die Versorgungsquelle und der Handelsmittler für das Hinterland war, erkennt man an den Märkten. Über ihren Stand im 15. und 16. Jahrhundert haben wir im ersten Abschnitt einiges gesagt. Im Jahre 1668 erhielt Radeberg drei Märkte jährlich, 1813 vier, also doppelt so viel als heute. Merkwürdig ist, dass, während 1577 der Kurfürst die gleichzeitige Abhaltung der Viehmärkte mit den Jahrmärkten billigte, die Landesregierung 1813 die Genehmigung versagte. In mancherlei Hinsicht geht die Versorgung der Städte wie der ländlichen Gemeinden heute andere Wege. Trotzdem wohnt den Jahrmärkten nach wie vor eine starke Anziehungskraft inne. Die Viehmärkte haben noch ihre volle Bedeutung. Ihnen gegenüber wirkt sich nicht die Großstadt aus, unter deren Konkurrenz die eingesessenen Kaufleute leiden, da sie zwar immer noch die gleiche Zahl Wegstunden entfernt liegt, aber dank den modernen Verkehrsmitteln in zwei Viertelstunden zu erreichen ist.

Mit dem Wandel in Wirtschaft und Verkehr hat sich auch das innere Leben der Stadt geändert, ebenso ihr äußeres Bild. Vor allem zeigt das Stadtbild merkwürdige Gegensätze. Nähert sich der Wanderer heute der Stadt Radeberg von Stolpen her, so sieht er sich vor einem aufschlussreichen Doppelbilde. Rechts die alte Stadt an dem Platze, den sie nach der Zerstörung Alt-Radebergs im Hussitenkriege erhielt, die Dächer an-, in- und übereinandergehäuft und geschmiegt, von den Türmen der Kirche und des Rathauses überragt, die das Bild der Stadtgeruhigkeit eher noch erhöhen. Zur Linken aber steht, massig und silhouettenhaft, ein Fabrikviertel, einst qualmend und dampfend zum Zeichen starker Betriebsamkeit, jetzt aber in der Hauptsache still liegend: erstorbene Rauchschröten dokumentieren das Ersterben einer ganzen Industrie und den Stillstand manch anderen Zweiges. Aber eine Zugabe der neueren Zeit sind die düsteren Gebäude, Schornsteine und Halden, das Gegenstück der älteren Stadt, ihrer Landschafts-, Bau- und Wirtschaftsverfassung. Links der Wanderrichtung kommt, das Vorgelände des Fabrikviertels durchschneidend, die Schwarze Röder geflossen, aus dem Tale, das sie in undenklichen Zeitläufen grub, ohne zu wissen, dass sie hier dem Verkehrsmittel den Weg bereitete, das einer der vornehmsten Träger der Wirtschafts- und Kulturwandlungen wurde, der Eisenbahn, diesem machtvollen Wegbereiter einer Umwälzung, wie sie sich in dem Gegensatze der Bilder beider Stadthälften bekundet.

Von 1834 bis zum entscheidungsvollen Jahre 1870 verdoppelte sich die Zahl der Einwohner von Radeberg. Die Kriegsverluste von 1870/71, so schmerzlich sie für ihre Zeit waren, beeinflussten kaum die Bevölkerungszahl. Auf jeden Fall standen sie in keinem Verhältnis zu der Masse der Opfer, die der Weltkrieg forderte. Die Zahl der Namen auf den Denkmälern zeigt das deutlich. 4.389 Einwohner in 346 Wohngebäuden bevölkerten nach dem deutsch-französischen Kriege die Stadt. 8.742 Einwohner aber, in 650 Wohngebäuden, zählte sie bereits bei der Volkszählung 1890. In kaum zwei Jahrzehnten abermals eine Verdoppelung. Radeberg ist Industriestadt geworden. Nicht zum wenigsten drückte sich

das in dem Überwiegen der männlichen über die weibliche Bevölkerung aus. Man zählte 4.612 männliche Einwohner gegen 4.130 weibliche. Die Radeberger Industrien waren damals solche, in denen die Frauenarbeit keine so große Bedeutung hatte wie später. Im Jahre 1891 waren bereits 28 Fabrikbetriebe mit 38 Dampfmaschinen, fünf Gasmotoren und sechs Wasserkraften vorhanden. 2.399 Arbeitskräfte wurden beschäftigt, davon 317 weibliche. Am 1. August 1925 betrug nach der amtlichen Statistik die Zahl der Arbeiter 7.119, davon in den Glasfabriken 1.829 (1.137 in Hohl- und Pressglas, 692 in Tafelglas), im Sachsenwerk 1.591, bei Eschebach 995, in den übrigen Betrieben 2.704. Ungefähr zwei Drittel der arbeitsfähigen Bevölkerung der Stadt sind also Industriearbeiter. Ein Teil der Gezählten wohnt zwar in anderen Orten, dafür arbeitet umgekehrt eine große Zahl von Radeberger Einwohnern in Betrieben anderer Gemeinden, namentlich im Industriegebiet Groß-Dresdens.

Symptomatisch für den wirtschaftlichen Werdegang Radebergs ist auch die Eröffnung der Handelsschule im Jahre 1881, die 1888 vom Handelsschulverein übernommen wurde. 1875 war die Fortbildungs-, später Berufsschule eröffnet worden.

Das Wachstum der Stadt hielt sich nicht mehr mit Schritten auf, sondern machte Sprünge als Beweis fröhlicher Kraft. Zunächst zwar ging die Entwicklung noch gemächlichen Schritts. Der Gründung der Gärtnerschen Seifenfabrik im Jahre 1825 war 1850 die Errichtung einer Färberei und Zeugdruckerei durch C. A. Müller gefolgt. In dasselbe Jahre fällt die Eröffnung der städtischen Sparkasse. Das Jahr 1858 sah die Gründung der Drahtnagelfabrik durch C. A. Häntzsche. Die Hauptzahl der Fabrikgründungen fällt in die letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts.

Wenn wir von der Glasindustrie und ihren Nebenindustrien zunächst absehen, weil wir sie einer besonderen Betrachtung würdigen möchten, so sind folgende zu erwähnen: Nähmaschinenschiffchenfabrik Karl Barth 1869, Patentfeilenfabrik 1889, Eisengießerei Richter & Weise ebenfalls 1889, Sägewerke Wilhelm Richter und Ernst Lange 1874 und 1890, Möbelfabriken Koch & Kissig 1888, Paul Köckriz 1906, Otto Görner 1900, Eisschränkfabrik Doll & Cie. 1906, Eschebachsche Werke 1891, Papierfabrik Max Mohn 1876, Kokosweberei W. Wagenknecht 1896, Meierei Heinrichsthal 1880, Teigwarenfabrik Paul Stade 1887, Exportbierbrauerei 1885, Brauerei Börner 1886. Die 1897 gegründete Hutfabrik Wagawa & Crönert ist ein Opfer der vereinten Wirkungen der Wirtschaftskrise und des Modewandels geworden. In den Räumen von Koch & Kissig ließ sich ein gewisser Stroymann als Pianofortefabrikant nieder. Die kurze Dauer seines hiesigen Unternehmens entsprach der Fragwürdigkeit seiner Person. Die Fabrikräume nahmen dann einen Filialbetrieb der Thomasschen Weberei in Wilthen auf, aber die allgemeine Absatzkrise führte bald zur Rückverlegung in den Wilthener Hauptbetrieb. Die Papierfabrik verfiel zu Beginn der Wirtschaftskrise in Schwierigkeiten; heute floriert die in ihren Anlagen errichtete Wellpappenfabrik von Noske & Co. Großbetrieb von Bedeutung ist neben der Möbelfabrik Paul Köckriz die frühere Heuersche Karosseriefabrik, jetzt Gläserkarosserie-G.m.b.H. als Teilbetrieb der Firma gleichen Namens auf der Arnoldstraße in Dresden, deren Hauptfabrikationszweig jetzt die Herstellung von Kraftwagen-Karosserien ist.

III.

Der Kern des Wirtschaftsschicksals der Stadt Radeberg liegt jedoch, nächst der Glasindustrie, beim Sachsenwerk. Es entstand als Kind des Weltkrieges. Als die Militärverwaltung Umschau hielt nach Gelände für den Bau einer Fabrik zur Herstellung von Mitteln für die Landesverteidigung, war die Stadt dank früherer Umsicht ihrer Väter in der Lage, ihr ein Angebot zu machen, und so entstand das „Feuerwerkslaboratorium“. Als mit Beendigung des Weltkrieges seine Bestimmung als solches erledigt war, erwarb die Aktiengesellschaft Sachsenwerk in Niedersedlitz die Fabrikanlagen. Der Streit darüber, ob es dabei rechtschaffen zugegangen ist, kann hier ruhig übergangen werden, da er mit unserem Gegenstande an und für sich nichts zu tun hat. Wesentlich wichtiger ist es, dass mit dem Unternehmen viel Freude und Leid für die Stadt verbunden gewesen ist und dass die Frage der Wiederaufnahme des Betriebes in den ausgedehnten Anlagen beinahe eine Schicksalsfrage für das Wirtschaftsleben der Stadt ist, nachdem es wohl als feststehend betrachtet werden muss, dass die Glasindustrie von Faktoren beherrscht ist, die es in Radeberg zu der früheren Bedeutung dieses Erwerbszweiges nicht wieder kommen lassen werden. Wiederum waren es die Wirkungen der Weltkrise, die 1932 die Leitung der Gesellschaft bewogen, das Werk stillzulegen und den Betrieb mit dem Niedersedlitzer zu vereinigen. Gegenüber dem Druck der ökonomischen Krise, die zu Rationalisierungsmaßnahmen trieb, blieben alle

Anstrengungen, die gemacht wurden, um den Betrieb des Sachsenwerkes für Radeberg zu erhalten, fruchtlos. Der Vorteil, der der Stadt dadurch erwuchs, dass Eschebach seinen Dresdner Betrieb mit dem Radeberger vereinigte, war dadurch mehr als ausgewogen.

Die Aktiengesellschaft Vereinigte Eschebachsche Werke hatte einen Vorgänger in dem Tischlereibetriebe Eschebach & Haußner, der 1886 an Stelle der eingegangenen Fabrik „Saxonia“ eröffnet wurde. In Dresden-Pieschen, im Winkel zwischen der Riesaer und der Barbarastraße, sieht man jetzt die imposanten Anlagen, in denen einst das Eschebachwerk seinen Hauptbetrieb hatte und die nun still liegen oder anderen Zwecken dienen. Wie eine Idylle mutete es dagegen an, als man vor einigen Monaten las, dass bei den Bauarbeiten am Dresdner Königsufer die Mauerreste der ehemaligen Eschebachschen Fabrik zwischen Albert- und Carolabrücke zutagegekommen seien. Dem damit sichtbar gemachten mächtigen Aufschwunge des Unternehmens setzte die Krise ein Ziel. Aus Gründen der Betriebsvernunft — um dem schwerfüßigen Worte Rationalisierung auch einmal einen flüssigen deutschen Ausdruck zu geben — wanderten die Dresdner Betriebsteile nach Radeberg, womit recht eigentlich die Vereinigten Eschebachschen Werke erst Wirklichkeit wurden. Zur Zeit der Vereinigung umfasste das Werk im ganzen 600 Leute. Das Aktienkapital beträgt 1,6 Millionen Reichsmark. Mit der Zusammenlegung der Werke war eine umfassende Bilanzbereinigung verbunden, und man hoffte nun auf ein besseres Gedeihen. Aber das Geschäftsjahr 1933 brachte nochmals einen Verlust von 100.000 RM. Der Geschäftsbericht stellt fest, dass erst im Spätsommer 1933 der Tiefpunkt des Beschäftigungsgrades erreicht worden sei. Seit Ende November 1933 sei dann eine zunehmende Besserung eingetreten.

Auch die Exportbierbrauerei hatte einen Vorläufer, und zwar in der Aktienbrauerei zum Bergkeller, zu der 1872 der Grundstein gelegt wurde. Das Bierbrauen war schon lange kein Privileg der Kommunalregie mehr. Das Jahr 1838 verzeichnete die Aufhebung des Bierzwanges in Sachsen. Wie lästig er wirkte, zeigt 1812 das Gesuch des Wirtes der „Grünen Tanne“ um Erlaubnis zum Ausschanken fremden Bieres. 1866 war von Gabler, Günther und Petrich eine Brauerei eröffnet worden, und 1868 hatte sich die „Braukommun“, der 108 brauberechtigte Bürger angehörten, aufgelöst. Ihre Liquidation nahm lange Zeit in Anspruch, erst 1876 wurden die letzten Vermögensbestände, rund 4.000 Mark, verteilt.

Zur Wirtschaft gehört unumgänglich auch die Organisation des Zahlungsverkehrs und des Kreditwesens. Neben Niederlassungen fremder Banken sorgten dafür die örtlichen Einrichtungen: der Spar- und Vorschußverein, gegründet 1859, an seine Stelle trat etliche Jahre später die Aktiengesellschaft Radeberger Bank, und schließlich trat mit dem Jahre 1909 die sächsische Giroorganisation ins Leben, die alsbald auch in Radeberg den Betrieb aufnahm, erst unter der Bezeichnung Girokasse, seit einigen Jahren unter dem Namen Stadtbank. Die Umsätze aller dieser Banken sind sehr erhebliche.

Zwischen den Volkszählungen von 1890 und 1895 überschritt die Einwohnerzahl von Radeberg die Zehntausendgrenze. Über die Idylle von 1830 war das Siedlungsgebiet der Stadt weit hinausgewachsen. Neue Wohn- und Betriebsstätten waren neben dem alten Stadtkern entstanden. Wenn die „Kleine Chronik“ sagt, dass von den im Jahre 1828 vorhandenen 292 bewohnten Häusern nur 120 innerhalb der Tore lagen, 28 dagegen auf dem Burglehn, 34 vor dem Obertore, 28 vor dem Pirnaischen und 81 vor dem Dresdner Tore, so ergibt doch die einfache Betrachtung des heutigen Stadtbildes, dass der Siedlungsbereich von damals einen weit engeren Kreis umfasste als die „Spinne“, die das heutige bewohnte Gebiet von Radeberg darstellt. Auf die ältere Wirtschaft und ihre örtliche Lage weist der äußere Zug der Dresdner Straße hin, der noch bis vor wenigen Jahren „Fabrikstraße“ hieß. Die rasche Ausdehnung des Wohngebietes im Süden der Stadt, dessen modernere Wohnungskultur der Volksmund in dem prosaisch klingenden Namen „Kohlrabiinsel“ versinnbildlicht, verdankt die Stadt meist dem „Feuerwerkslaboratorium“ und ihrem Nachfolger. Baugenossenschaften waren hier wie an anderen Enden der Stadt die Träger einer höchst erfreulichen Entwicklung.

Auf die Ausbreitung der Stadt vermöge der Entwicklung ihrer Wirtschaft ist auch das Zusammenwachsen mit der auf ihrer Nordseite gelegenen Landgemeinde Lotzdorf zurückzuführen, die im Jahre 1919 in die Stadt aufgenommen wurde, womit deren Einwohnerzahl an die 16.000 heranrückte und damit das Zehnfache dessen erreichte, was sie aufweisen konnte, als sie am 23. April 1813 „das große, unerwartete Glück“ hatte, „den russischen Kaiser Alexander I. mit seinem Generalstabe in ihren Mauern zu sehen“, wie damals der „Dresdner Anzeiger“ schrieb. Das große Glück sah später freilich anders aus. Alexander I. befand sich auf der Fahrt nach dem Schlachtfelde von Großgörschen, wo die Heere der

Verbündeten am 2. Mai sich zum ersten Male in einem großen Massengange mit Napoleons Truppen maßen und trotz aller Tapferkeit das Feld räumen mussten, nicht zum wenigsten infolge der fortdauernden Einmischung Alexanders in die Befehlsverhältnisse. Und als die Verbündeten schließlich doch Napoleon aus dem Lande geworfen hatten, enthüllte Alexander das wahre Gesicht seiner Sachsenfreundschaft, indem er über Sachsen als erobertes Land verfügte und die Teilung betrieb, die für Sachsens wirtschaftliche, soziale und finanzielle Verhältnisse jene ungünstigen Wirkungen haben sollte, die wir besonders während des Weltkrieges und in den ihm folgenden Zeiten schwerer Krisen zu tragen hatten und von denen Radeberg sein gerüttelt Maß abbekam².

Nicht die völlige Einverleibung in Preußen, um die es sich in erster Linie handelte, sondern die Zerreißung Sachsens, zu der es schließlich kam, war das Entscheidende. Für die wirtschaftliche Lage und Zukunft des Landes war die Abtrennung der großen Landwirtschaftsgebiete der Niederlausitz und Thüringens so besonders nachteilig, weil der als Sachsen verbleibende Teil, das hochindustrialisierte Gebiet, ohne das landwirtschaftliche Hinterland blieb und sich infolgedessen in keiner Weise mehr selbst genügen konnte. Die konzentrierten Folgen seiner industriellen Hochkonzentration sind oben bereits angedeutet. Wäre Sachsen beisammengeblieben, so wäre seine Lage eine bessere gewesen. Radebergs Lage in seiner Verbundenheit mit der gesamtsächsischen Wirtschaft und alle anderen damit zusammenhängenden Verhältnisse seiner Einwohnerschaft und seiner Verwaltung sind ohne Zweifel mit auf die Nachwirkungen jener Maßnahmen zurückzuführen.

„Wer hätte das gemeinet, dass es Tyrus, der Krone, so gehen sollte; so doch ihre Kaufleute Fürsten sind und ihre Krämer die Herrlichsten im Lande?“ Dieses Wort, das 700 Jahre vor Christo der Prophet Jesaias im 23. Kapitel seines Buches schrieb, sei fern jeder Nutzenanwendung — außer der, dass es auf die einstige Bedeutung der alten Stadt der Phönizier hinweist, denen man die Erfindung des Glases zuschreibt und die, falls jene Sage trügt³, es in ihrem bis nach England vordringenden Handel wohl ebenso mitführten wie andere Waren. Ohne Zweifel aber ist uns bekannt, dass die Erfindung nach Ablauf von Jahrtausenden viele Orte der Kulturwelt in ihrer Entwicklung bestimmt oder beeinflusst hat, auch in Deutschland und nicht zuletzt in Bezug auf Radeberg.

Als hier im Jahre 1858 Heinrich Wilhelm Rönsch die erste Hand anlegte, um eine Glasfabrik zu gründen, ahnte er nicht, welche Kraft für das Wachstum von Radeberg er weckte. Er hatte das Ökonomiestadtgut Rödershausen, auch Hartmanns Vorwerk genannt, erworben, um hier den Glashüttenbetrieb einzurichten. Vier Jahre später traten seine Verwandten Adolf, Anton und Hermann Hirsch in das Unternehmen ein. Während in den Anfangsjahren nur Hohlglas gefertigt worden war, begann nun auch die Herstellung von Tafelglas.

Fast möchte man das Schicksal des Begründers ein böses Omen nennen, denn er starb am 28. Juli 1875, erst 51 Jahre alt, durch Verbrühen in einem Kessel der Papierfabrik⁴. Abgesehen von diesem Unglücksfalle, waren die Rönsch überhaupt ein kurzlebiges Geschlecht. Nach Dr. Sommerfeldt, „Streifzüge durch das Rödertal“⁵, starb Rönschs Frau 1867 mit 50 Jahren, der Sohn Otto Hugo 1875 mit 28 und dessen Sohn 1874 mit 8 Jahren. Friedrich Oskar Rönsch, wohl der Bruder von Otto Hugo, starb 1871 mit 25 Jahren „in seiner schönsten Blüte“, wie der Grabstein sagt. Rönschs Schwester Amalie starb 1889 mit 53 Jahren. Sie war mit dem 1834 geborenen Eduard Wilhelm Hirsch verheiratet, der nun Erbe des Rönschischen Vermögens wurde. Mit ihm beginnt die „Dynastie Hirsch“.

Die Glasfabrik W. Rönsch, nach Eintritt der drei Verwandten „W. Rönsch & Co.“ genannt, hatte zunächst mit Holzfeuerung gearbeitet. 1866/67 errichtete sie zwei Glasöfen. 1872 erstand die Firma Berthold & Hirsch, die Patente in neuen Kühlöfen besaß, und 1874 die Tafelglasfabrik von Hugo Rönsch. 1879 eröffnete Max Hirsch eine Hohlglasfabrik, mit der schon die Veredelung (Malerei) verbunden war. Ende 1880 gründeten Wilhelm Hirsch junior, wie Sommerfeldt ihn nennt, und Max Bedrich die Tafelglasfabrik Hirsch & Bedrich. Eine weitere Tafelglasfabrik erstand Ende 1889 unter der Firma M. &

² Siehe „Aus der Heimat“, 1929, Nr. 69.

³ Nach neueren Annahmen sollen die alten Ägypter Erfinder des Glases sein.

⁴ Die Gründung der Papierfabrik Max Mohn am 4. Dezember 1876 kann danach nicht erst den Beginn der Radeberger Papierfabrikation bedeuten.

⁵ Kommissionsverlag bei Theodor Pfeil, Radeberg.

E. Hirsch. Zwei weitere Gründungen erhielten die Form der Aktiengesellschaft: Sächsische Glasfabrik 1886 und Wilhelm Hirsch 1889. Beide waren Hirsch-Gründungen und können somit wohl nicht als Zeugen des Wandels angesprochen werden, der sich in der Organisation und den finanziellen Grundlagen von Großunternehmungen vollzogen hatte. Bis zu einem bestimmten Grade darf man es aber doch für zutreffend halten. Mit diesen Gründungen schloss die allein schon auf eine starke Entwicklung hinweisende Kette der Errichtung von Unternehmungen der Glasindustrie, und es scheint, als sei damit auch das Aufnahmevermögen des Stadtkörpers erschöpft gewesen. Denn als Wilhelm Hirsch dem zweiten seiner Söhne, Georg, 1902 eine Fabrik errichtete, ging er damit nach Arnsdorf. Es war eine Tafelglasfabrik. Der Schwiegersohn von Wilhelm Hirsch, Artur Haase, trat als Teilhaber in die Firma ein. Das Werk beschäftigte 200 Arbeiter.

Den Unternehmungen, die in der Hauptsache Produktionsfabriken waren, schloss sich in rascher Folge die Gründung von Betrieben der Hilfsindustrien an. Bereits im Jahre 1860 gründete A. Geißler eine Glasformenfabrik mit Eisengießerei. Am 21. Dezember erfolgte der erste Guss. Im Dezember 1877 entstand die Glasformenfabrik Jungrichter & Ringel, am 9. November 1886 die Glasformenfabrik Melz & Darnstädt, worauf am 2. Mai 1896 Ernst Jungrichter und am 28. Juli 1902 Ringel & Jeremias folgten. Als die bedeutendste Veredelungsfabrik eröffneten die Sächsischen Hartglaswerke P. Petrich am 5. März 1907 ihren Betrieb, nicht zu vergessen Leo Krabbes Glasveredelungsfabrik. Eine Bereicherung der Glasveredelungskunst durch das „Paravit“-Unternehmen erlag leider der Ungunst der Wirtschaftslage, während die Radeberger Bierglasmalerei als weiterer Vertreter der bildnerischen Glasveredelung sich zu halten vermochte.

Auf ein dreiviertel Jahrhundert blickt also die Radeberger Glasindustrie zurück. Als Stätte der besten Tafelglaserzeugung hatte der Name der Stadt Ruf nicht nur in Deutschland, sondern darüber hinaus fast in der ganzen dem modernen Leben erschlossenen Welt. Feststeht, dass die Glasmacherei und besonders die Tafelglasindustrie maßgebend zum Emporwachsen, zur Entwicklung und zur Blüte Radebergs beigetragen hat. Die Zahl der Beschäftigten in der Tafelglasbranche während der Zeit der Blüte ist mit 2.000 nicht zu hoch gegriffen, dazu kam noch eine Belegschaft von 1.200 bis 1.500 im Hohl- und Pressglas.

Die Gesamtlage einer Stadt, deren Wirtschaft in so starkem Maße spezialisiert, deren Existenzquelle so einseitig gespeist ist, wird natürlich auch in besonderem Grade gefährdet, wenn es zu einer Absatzkrise oder zu einer technischen Umwälzung oder gar zu einer Krise kommt, in der sich mehrere Ursachen zugleich auswirken. Und das gerade war im letzten Jahrzehnt in der Radeberger Glasindustrie der Fall. Ja, man kann sagen, dass sie im Jahre 1934 das traurige „Jubiläum“ einer 10jährigen Dauerkrise erlebte. Wir rechnen hierher nicht den Fall, dass während des Weltkrieges eine der Glashütten einging. Aber eine zweite kam im Jahre 1924 zum Erliegen. Der Schaden war dabei nicht groß, da eine erhebliche Zahl der frei gewordenen Arbeitskräfte in den anderen Hütten Aufnahme fand. Erst im Jahre 1927, nachdem die Versuche, Tafelglas im maschinellen Verfahren herzustellen, zu praktischen Ergebnissen geführt hatten, ging der Absatz der nach der alten Weise arbeitenden Radeberger Tafelglasfabriken so weit zurück, dass im Jahre 1928 auch die beiden letzten mit noch rund 500 Beschäftigten den Betrieb einstellten. Verstärkt wurden die Wirkungen der technischen Umwälzung durch die Absatzkrise, die den ganzen Weltmarkt erfasste und deren Wirkungen durch die zoll- und handelspolitischen Maßnahmen der Abnahmeländer noch verschärft wurden.

Unter all diesen zuletzt genannten Erscheinungen geriet nun auch noch die Hohl- und Pressglasindustrie in den kritischen Zustand immer tiefer hinein. Noch schlimmer als die Radeberger Industrie war die nordböhmische Glasindustrie betroffen. Erschütternd waren die Notrufe der nordböhmischen Presse über die Lage der Bevölkerung im Industriegebiete von Haida und Umgegend. Zu ihr trat, wie in Radeberg, die Wirkung des Notstandes der wichtigsten Industrie, die alle Kreise in Mitleidenschaft zieht, die als Gewerbetreibende und Händler mit den Betriebsgefolgschaften stehen und leben. Erschreckend groß, sagte eins der Blätter, sei die Zahl der Opfer der traurigen Erscheinung der Zusammenbrüche bei Gewerbetreibenden und Kaufleuten, die alsdann dem nackten Elende preisgegeben seien. Fast an die Elendsbilder in Gerhart Hauptmanns Weberdrama gemahnt es, wenn es in der nordböhmischen Presse heißt: „Man merkt wohl, dass die Leute herunterkommen, man merkt es an ihren eingefallenen Wan-

gen, an dem farblosen müden Gesicht ihrer Kinder, aber man hört kaum eine laute Klage. Diese Menschen, die einst, da sie noch bessere Tage sahen, oft selbst Wohltätigkeit übten, die einen geachteten Namen tragen und nun, nach einem Leben der Arbeit, unverschuldet ins Elend gerieten, schämen sich dieses Zustandes, trachten ihre verzweifelte Lage zu verbergen und gehen eher zugrunde, als bettelnd an fremde Türen zu pochen.“ In einem Aufruf an die deutsche Bevölkerung von Steinschönau und Umgebung war gesagt: „Schwer ruht die grimme Krise über unserer Heimat. Hunger, Not und Kälte sind in die Stuben des Großteils unserer Bevölkerung eingezogen, und überall wüten und nagen Hunger und Entbehrung an der Gesundheit der Kinder und Erwachsenen. Verzweifelt schallen die Rufe der Darbenden nach Hilfe.“

Zu derselben Zeit, als die Notschreie ertönten, ging durch die böhmische Presse der Bericht über den Stand der Arbeitslosigkeit, aus dem sich ergab, dass sie, obwohl sie in der Tschechoslowakei im Rückgegang war, noch immer in der Glasindustrie in der schwersten Form herrschte. Und dabei ist die nordböhmische Krise nur eine Absatz-, aber keine durch technische Wandlungen hervorgerufene oder gesteigerte Produktionskrise. Wer aber dächte bei den Schilderungen nicht an die Lage in Radeberg, wo die Krise aus doppelter Ursache stammt, wo gleichfalls nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch die Geschäftswelt aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen ist! Die Lage in Radeberg ist ja auch dadurch gekennzeichnet, dass der Glasgroßhandel von Radeberg abwanderte, weil hier das Feld für seine Betätigung schwand. Das Daniederliegen des Glashandels führte auch dazu, dass der Fremdenverkehr abnahm. Vor allem kam aber in Betracht, dass die Tafelglasmacher und ihre Gehilfen die höchstentlohnnten Arbeiter in der Stadt waren, dass vor allem die Glasarbeiter traditionsmäßig fast ihr gesamtes Einkommen innerhalb der Stadt umsetzten. In den Hütten war es auch Tradition, die alten, nicht mehr voll arbeitsfähigen Glasarbeiter durchzuschleppen, solange es irgend möglich war, und man fand in den Glashüttenbetrieben eine große Anzahl alter Arbeiter. Sie fanden nach ihrer Ablohnung auch nicht einen Tag Beschäftigung in einem anderen Betriebe. Die öffentliche Fürsorge erhielt dadurch einen sehr empfindlichen Zuwachs ihrer Last.

Die Frage ist, ob es so kommen musste oder auch anders hätte kommen können. Sie ist kaum erschöpfend zu beantworten. Wir vermögen lediglich einen Blick auf den Verlauf der Dinge zu werfen. Zuvor sei es erlaubt, einer Episode zu gedenken, die Glasmachers Leben hätte etwas erleichtern und zum Schutze seiner Arbeitskraft beitragen können. Im Jahre 1921 erfand der Dresdner Glashüttenbesitzer Lippold die „pneumatische Glasmacherpfeife“ sowohl für Tafelglas und geblasenes Spiegelglas wie auch für Hohlgläser. Wenn man in Lippolds Prospekte liest, dass ein Tafelglasmacher in der Arbeitsschicht 60 Walzen herstellen musste, 125 Zentimeter lang und 50 Zentimeter breit, und dass es dazu des Einblasens von 12.000 Liter Luft bedurfte, so kann man sich vorstellen, dass auf die Dauer die Lunge einer solchen Leistung nicht gewachsen sein kann, zumal im Fabrikdunste. Es ist ja allbekannt, dass der Glasmacher in sehr frühem Alter „fertig“ ist. So konnte die pneumatische Pfeife als großer Fortschritt freudig begrüßt werden. Für die Tafelglasmacherei war sie aber eben nur eine schnell vorübergehende Episode, da der Fortschritt, der technische, von einer anderen Seite her einsetzte.

Schon 1924 kam aus Belgien und Frankreich die Kunde, dass man dort Maschinen aufgestellt habe, mit denen man das Glas als laufende Tafel gleich fertig aus der Wanne hervorzubereiten: „Ziehglas“. Während auch im Rheinlande bereits im Jahre 1924 Ziehglashütten entstanden, regte sich in Radeberg noch nichts. Aber der technische Fortschritt und der mit ihm einhergehende Konkurrenzkampf sind unerbittliche Vollstrecker. Sie erzwangen sich auch in Radeberg Respekt. Die Tafelglasfabrikanten erlagen der Preiskonkurrenz. Und bald kam auch noch der allgemeine wirtschaftliche Niedergang dazu. Der technische Fortschritt, der segensreiche, ward zu doppeltem Unsegen. In Radeberg mit Arnsdorf, wo vor dem Weltkriege 20 Öfen liefen, arbeiteten 1927 keine 10 mehr, und vom September 1927 bis zum Frühjahr 1928 kam die gesamte Tafelglasmacherei zum Erliegen. Die verspäteten Versuche, die Betriebe auf die maschinelle Produktion umzustellen, scheiterten an dem hohen Finanzbedarfe. An das Gemeinwesen traten die Fabrikanten mit hohen Kredit- oder Bürgschaftsansinnen heran. Sie stellten das Verantwortungsgefühl auf eine schwere Probe. Auf der einen Seite stand das Versiegen der wichtigsten Erwerbsquelle, auf der anderen die Verantwortung für das Hab und Gut der Stadt. Das letztere

wog umso stärker, als es auch Stimmen gab, die der Gemeinde die Pflicht und auch das Recht bestritten, in den Wirtschaftsverlauf einzugreifen. Die Verwaltung gab sich mit vollem Ernste der geradezu tragischen Aufgabe hin, konnte aber an dem tatsächlichen Ablauf der Dinge nichts ändern.

Anton Kühnert, der noch große Unternehmungsabsichten bekundet und sich bereits ein großes Stück städtischen Geländes für den Bau einer Glasfabrik gesichert hatte, gab das Rennen auf. Danach gerieten M. & E. Hirsch in Verfall, ebenso Hirsch & Bedrich und W. Hirsch. Binnen eines halben Jahres waren an die tausend Glasarbeiter ohne Arbeit. Die Stadtverwaltung unternahm 1929 mit dem sächsischen Arbeitsministerium den Versuch, eine Ziehglasfabrik ins Leben zu rufen. Er gelang. In den Anlagen von M. & E. Hirsch wurde sie errichtet und noch im Jahre 1929 in Betrieb genommen. Nur die Kapitaldecke war zu knapp, und als nach Verbrauch der ersten Wanne eine neue gebaut worden war, zeigten sich Mängel als Folge von Fehlern im Baustoffe, die bei ausreichender Kapitalreserve überwunden worden wären. Da sie aber fehlte, kam es zu erneuter Stilllegung. Der Überwindung der neuen Störung galten nun die Bemühungen der Stadt und des Ministeriums. Mit Hilfe der Staatsbank und eines Gewerkschaftsdarlehns arbeiteten sie an der Flottmachung des Betriebes. Da setzte Anfang 1931 das Glassyndikat Kampfpreise gegen die Außenseiter an, und damit war dem Radeberger Werke der Absatzmarkt versperrt, es musste die Erzeugung wieder um einstellen. Es kam zur Versteigerung, bei der das Syndikat nach Einverständnis mit der Staatsbank das Höchstgebot abgab. Auf Grund der Abmachungen übernahm das Syndikat die Verpflichtung, das Werk in Betrieb zu setzen, sobald der Auftragseingang bei ihm eine bestimmte Höhe erreicht haben würde. Als diese Voraussetzung erfüllt war, zögerte trotzdem das Syndikat. Es suchte seine Verpflichtung dadurch abzugelten, dass es sich erbot, der Radeberger Veredelungsindustrie Arbeit zuzuwenden. Im Laufe des Jahres 1932 gelang es aber, das Syndikat zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit zu drängen, und so begannen im Herbst 1932 die Vorarbeiten für die Wiederaufnahme des Betriebes, die im Juni 1933 beendet waren, so dass nunmehr die Produktion wieder beginnen konnte.

In den letzten Tagen ist es dem deutschen Tafelglassyndikat gelungen, dem deutschen Auslandsglashandel eine bessere Grundlage zu geben. Ein internationales Abkommen für den Tafelglaswelthandel hatte sich aufgelöst. Die Folge war ein starkes Sinken der Weltmarktpreise, so dass der Ausfuhrhandel in Tafelglas zu einem Verlustgeschäft wurde. Dem will man durch Schaffung einer Ausfuhrverkaufsstelle entgegenwirken, die Anfang 1935 ins Leben treten soll. Eine solche Ausfuhrorganisation fehlte dem deutschen Tafelglashandel bisher. Jeder verhandelte seine Ware auf eigene Rechnung und Gefahr. Der Zweck der neuen Einrichtung muss also eine Hebung der Glaspreise im Welthandel sein. In dieser Hinsicht ist nicht ganz verständlich, was die in der Presse angefügte Mitteilung bedeuten soll, wonach die dem deutschen Syndikat nicht angehörenden Hütten von ihrem Inlandsabsatze eine Abgabe an eine Ausgleichskasse zahlen sollen, um die „deutsche Tafelglasausfuhr ... zu unterstützen“. Aber die Führer der deutschen Tafelglasindustrie müssen ja wissen, was sie tun. Hoffen wir, dass es gelingt, den deutschen Glas-Außen- und Innenhandel so zu heben, dass auch Radeberg wenigstens einen Teil des Verlustes wettmacht, den es im letzten Jahrzehnt erlitten hat. Umso mehr darf man solche Hoffnungen hegen, als gleichzeitig auch eine Verständigung über die Einfuhr deutschen Glases nach England erzielt worden ist, der man umso größere Bedeutung beimessen darf, als der englische Markt der größte Abnehmer deutschen Glases ist.

Was das Hohlglas betrifft, so wanderte ihr letzter Vertreter, die Sächsische Glasfabrik, nach Ottendorf-Okrilla aus, um sich dort mit dem Betrieb von August Walther & Söhne zu vereinigen. Der Sitz der Verwaltung blieb in Radeberg. Hier handelte es sich um eine Rationalisierungsmaßnahme ohne Zusammenhang mit der technischen Umwälzung. Im Herbst 1933 wurde das stillliegende Werk Radeberg wieder in Betrieb gesetzt und dort zunächst in einem Ofen Beleuchtungs- und Hohlglas erzeugt. Während das Vorjahr mit einem Verluste von 563.000 RM. abgeschlossen hatte, erzielte das Unternehmen 1933 einen kleinen Gewinn. Der Verlust aus 1932 ist mit der Sanierung, Herabsetzung und Zusammenlegung des Aktienkapitals von 1,5 auf 0,5 Millionen RM., getilgt worden. Bei Abschluss des letzten Geschäftsjahres arbeitete das Unternehmen mit vier Öfen, es beschäftigte 1.100 Arbeiter. Ein stärkerer Konjunkturaufstieg möge Helfer sein, dass das Werk wieder voll nach Radeberg kommt. Vielleicht entsteht schon eher eine Belebung, da die Herstellung eines Spezialartikels in Hohlglas dank der Tatkraft eines Unternehmers in Aussicht steht.

Dass der Fortschritt der Zeit niemals schlummert, beweist der Abriss der Wirtschaftsgeschichte Radebergs, den zu geben wir unternahmen. Am Beginn des Zeitraums von hundert Jahren stand als große, für das Wirtschaftsleben Deutschlands entscheidende Tat die Ausräumung der inneren Zollschranken. An ihrem Ende vollzog sich der Gedanke der Einigung der deutschen Länder in noch drastischerer Form, als Bismarck es 1871 gedacht hatte. Bald erfüllt sich ein Jahrhundert, dass Deutschland die ersten Eisenbahnen erhielt. Um jene Zeitwende hub auch die Neugestaltung des staatlichen und kommunalen Lebens durch neue Verfassungsgesetze an. Eine Sinfonie des Geschehens, das ungeheure Kräfte freimachte, steht vor unserem Auge, eine Zeit, erfüllt von kraftvollem Schaffen und Hoffen, von mancher Sorge und Not — in allem jedoch eine Zeit mächtigen Aufstiegs.

Eine andere Sinfonie aber erklingt „überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“: in dem unbeirrbar fortgange der Natur, die ihre schönen Bilder auch um die Stadt Radeberg webt. An sie fühlen wir uns gemahnt in den älteren idyllischen Stadtbildern und es kommt uns vor wie ein halb wehmütiger, halb philosophischer Ruf aus jener Zeit, wenn wir, die Wanderung die Stolpener Straße herein zu Ende führend, an einem Hause rechterhand die Widmungstafel für Johannes Gelbke gewahren, den Mann, der, vor nun fast 90 Jahren geboren, uns die Melodie des heimatlichen Liedes schenkte, dessen Ausklang lautet:

Und die alten Eichen rauschen
immer noch dasselbe Lied ...

O. U.